

HISTORISCHE ZEITSCHRIFT

BEGRÜNDET VON HEINRICH VON SYBEL
FORTGEFÜHRT VON FRIEDRICH MEINECKE

HERAUSGEGEBEN
VON
LUDWIG DEHIO
UND
WALTHER KIENAST

BAND 178



MÜNCHEN 1954
VERLAG VON R. OLDENBOURG

DIE GESCHICHTE DES MITTELALTERLICHEN HERRSCHERTUMS IM LICHT DER HERRSCHAFTSZEICHEN

VON

PERCY ERNST SCHRAMM¹⁾

DAS Mittelalter ist fast bis zu seinem Ende ohne das Wort „Staat“ ausgekommen. Hier zeigt sich ein Problem, das immer wieder zum Nachdenken zwingt. Es wird nur eingegrenzt, aber nicht aufgehoben, wenn man nachweist, daß bereits vor dem bisher ältesten Beleg für „Staat“ oder *state, état, estado, statos* usw. ein noch älterer nachzuweisen ist oder wenn man geltend macht, daß gelehrte Männer schon im frühen und hohen Mittelalter das Wort *respublica* in der Bedeutung von „Staat“ gebraucht haben. Es bleibt dabei, daß es im Mittelalter nicht nur bei uns, sondern auch bei den Nachbarn keine allgemein gängige Bezeichnung für das, was wir „Staat“ nennen, gegeben hat.

Hat das Mittelalter etwa keinen „Staat“ gekannt? Diese Frage, die vor einer Generation erörtert wurde, wird heute niemand mehr stellen. Natürlich gab es im Mittelalter „Staat“. Er war anders als in der Neuzeit, und wer am Fortschrittsgedanken festhält, mag ihn als primitiv bezeichnen. Wer dagegen die Säkularisierung der

¹⁾ Dieser Aufsatz gibt in umgearbeiteter und ergänzter Form den Vortrag wieder, den ich im Sept. 1953 auf dem 22. Deutschen Historikertag in Bremen gehalten habe. Ich sehe von Nachweisen ab, da im Laufe des Jahres 1954 als Bd. XIII der Schriften der Monumenta Germaniae Historica (Hiersemann, Stuttgart) ein Buch über „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ erscheinen soll, in dem das hier Skizzierte breiter ausgeführt und auch von den erforderlichen Bildtafeln begleitet sein wird. Da die Friedrich II. betreffenden Feststellungen dort zu viel Platz wegnehmen würden, veröffentliche ich diese in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen unter dem Titel: Kaiser Friedrichs II. Herrschaftszeichen.

Zu dem Begriff „Herrschaftszeichen“ vgl.: Über die H. des Mittelalters, im Münchener Jahrbuch der Bildenden Kunst III. Folge Bd. I, 1950, München 1951 S. 43—60. Zu dem Begriff „Staatssymbolik“ vgl.: Die Anerkennung Karls des Großen als Kaiser. Ein Kapitel aus der Geschichte der mittelalterlichen „St.“, in der HZ 172, 1951, S. 449—515 (bes. V: Die „St.“ des Mittelalters), auch separat München 1952 (72 S.). Vgl. ferner: Wie sahen die mittelalterlichen Herrschaftszeichen aus? Über die Methode zur Beantwortung dieser Frage, im Archiv für Kulturgeschichte 35, 1953, S. 7—28.

Stiche usw. hinzu, die inzwischen untergegangene Denkmale festhalten — wie weit diese verläßlich sind, ist eine Frage, die in jedem Falle zu prüfen ist.

Da die Herrschaftszeichen in den mittelalterlichen Aufzeichnungen oft erwähnt und gelegentlich auch genauer beschrieben werden, runden Wortzeugnisse unser Wissen ab; aber bei der Eigenart der mittelalterlichen Ausdrucksweise, die ja vielfach durch Tradition und Schematismus befangen ist, bleibt ständige Vorsicht geboten. Das gleiche gilt auch von den Bildzeugnissen, da die Kunst des frühen und auch noch des hohen Mittelalters kaum je darauf aus ist, die Wirklichkeit, so wie sie ist, wiederzugeben. Der Schluß, daß eine Krone oder ein Szepter, die so oder so in einer Handschrift abgebildet sind, auch so einmal vorhanden gewesen sein müßte, wäre also völlig verfehlt. Daß mit Hilfe einer kritischen Methode die Bildzeugnisse trotzdem sehr aufschlußreich sein können, hat sich vielfach zeigen lassen.

Da hier nicht von allen Herrschaftszeichen die Rede sein kann, halten wir uns an die Krone als Leitobjekt.

Da ist zunächst die überraschend klingende Feststellung zu machen, daß die Zahl der bekannten Kronen sich in den letzten Jahren vermehrt hat. Das erklärt sich einmal dadurch, daß bisher übersehene Zeichnungen und Skizzen aufgefunden wurden, und dann dadurch, daß — wie viele Wortzeugnisse bestätigen — die Könige ihre Kronen oft an eine Kirche geschenkt haben, die diese dann umarbeiten ließ, um sie für ihre Zwecke verwenden zu können. Von solchen umgearbeiteten Kronen haben sich bereits einige nachweisen lassen, und wir werden im folgenden weitere Kronen, die auf diese Weise erhalten geblieben sind, aufzählen. An das Ende der Nachsuche sind wir sicherlich auch durch diese Nachträge noch nicht gelangt.

Zur Zeit sind aus der Zeit von 800 bis 1300 zwei Dutzend abendländische Kronen festgestellt oder durch Zeichnungen bekannt. Wir mustern sie, indem wir jeweils die Frage aufwerfen: Welche Form haben sie? Und was besagt diese?

Wir stoßen bereits in der karolingischen Zeit auf mehrere ganz verschiedene Formen.

Durch eine Skizze des 17. Jahrhunderts erhalten wir eine Vorstellung von der Krone des 887 verstorbenen Königs Boso von Burgund: sie bestand aus einem Reif ohne Lilien, zusammengesetzt aus mehreren Gliedern und überhöht von einem Doppelbügel. Damit ist diese Kronenform, die Boso, der Schwager Karls des Kahlen, zweifellos von den Karolingern übernahm,

bereits für diese gesichert. Formgeschichtlich ist diese Bügelkrone zu verstehen als ein Spangenhelm, bei dem die Zwischenplatten weggefallen sind; der Reif dagegen, den eine Reihe erbsengroßer Perlen umläuft und an beiden Rändern edle Steine schmücken, weist auf das antike Diadem zurück, das in Byzanz mit dem goldenen Prunkhelm des Kaisers zu einer neuen Kaiserzier, dem *kamelaukion*, zusammengefügt wurde. Abendländisch ist also nur der Gedanke, von dieser geschlossenen Krone allein die wesentlichen Teile, die Bügel und den Reif, beizubehalten und diese nun ganz mit Perlen und Edelsteinen einzukleiden.

Auf eine andere Grundform führt uns die sogenannte Eiserne Krone von Monza, die ihres kleinen Durchmessers wegen wohl als Frauenkrone anzusprechen ist und vermutlich mit der Familie des Kaisers Berengar († 924), eines Enkels Ludwigs des Frommen, zusammenhängt. Hier handelt es sich wiederum um einen Reif ohne Lilien, der gleichfalls aus mehreren, reich geschmückten und durch Scharniere zusammengehaltenen Gliedern besteht. Doch fehlt der Bügel; es fehlt auch die diademartige Perlenreihe. Dagegen besteht durch die Art, wie die Steine auf der Grundfläche verteilt sind und diese verziert ist, eine Beziehung zu den westgotischen Votivkronen des 7. Jahrhunderts, zu denen wieder die Krone der Königin Theodelinde († 627) in Monza zu stellen ist. Form- und schmuckgeschichtlich sind diese Kronen von Stirnreifen der Völkerwanderungszeit abzuleiten, die in dem weiten Raum zwischen der unteren Wolga, der Halbinsel Kertsch, Ungarn und Schlesien ausgegraben worden sind und — mindestens zum Teil — von nicht-germanischen Völkern wie den Hunnen stammen. Daß hier tatsächlich eine Beziehung vorliegt, zeigt die Zahl 60, die sowohl bei diesen Stirnreifen als auch bei den langobardischen und westgotischen Kronen dem Steinbesatz zugrunde gelegt worden ist. Der Unterschied besteht darin, daß eine Kopfszier, die im Steppenraum auch von Frauen und Kindern benutzt worden ist, bei den Germanen um die Jahrtausendmitte zum Zeichen der Herrschaft erhoben wurde. Das war nachweislich bereits bei Chlodwig der Fall, dessen Krone bezeichnenderweise *regnum* genannt wird. Dabei hat offensichtlich mitgesprochen, daß laut der Bibel bereits die alttestamentlichen Könige Kronen getragen hatten. Chlodwigs Krone wurde der Peterskirche in Rom übergeben, in der sie wohl als Votivkrone aufgehängt worden ist. Andere Votivkronen waren — wie ein Teil der westgotischen zeigt — so angefertigt, daß sie mit getragenen kaum Ähnlichkeit hatten. Andererseits ließ die Kirche die Erlösten mit der „Krone des ewigen Lebens“ abbilden, die wiederum wie Königskronen

aussehen. Die Krone von Monza, die im Mittelalter als Votivkrone benutzt worden ist, hat also eine lange, sehr verwickelte, aber von der Antike unabhängige Vorgeschichte.

Ich überspringe, daß im 18. Jahrhundert zwei verwandte Reifen in Kasan auftauchten, die wir nur durch schlechte Stiche kennen, da die Reifen inzwischen wieder verschollen sind. Prof. Peter Paulsen verdanke ich den Hinweis, daß eine westfränkische Reifenkrone vom gleichen Typus zum Schmucke einer Achatschale benutzt wurde, die einst zum Schatz von St. Denis gehörte und jetzt im Cabinet des Médailles verwahrt wird. Sie bestand aus mindestens zehn, wiederum durch Scharniere verbundenen Gliedern mit Edelsteinen, Zellenschmelzen und Filigran; da diese oben und unten augenscheinlich beschnitten sind, bleibt ungewiß, ob hier noch Ränder — womöglich aus Perlenreihen — hinzuzudenken sind. In diese Gruppe ist auch noch die Krone der Kaiserin Kunigunde zurechnen, der Gemahlin Heinrichs II., in München, weil es sich bei ihr ursprünglich ebenfalls um einen aus Einzelgliedern bestehenden Reif ohne Lilien und Bügel mit verwandter Ausschmückung handelt.

Reifen mit Lilien sind aus dem 9. Jahrhundert nicht erhalten; den ältesten Beleg bildet das Krönchen auf der Madonna des mit dem Ottonenhouse eng verknüpften Stiftes in Essen, das von Dr. Hermann Schnitzler, dem Direktor des Schnütgen-Museums, als die für die Krönung des dreijährigen Otto III. (Weihnacht 983) benutzte Krone angesprochen worden ist und auf alle Fälle den Kronen dieser Zeit geähnelt haben wird. In dessen Nähe gehört die Krone auf der Statuette der Sainte Foy in Conques (Südfrankreich), die von der Zeit um die Jahrtausendwende stammen wird, als die ein bis zwei Generationen ältere und inzwischen ihres Schmuckes beraubte Statuette wiederhergestellt wurde. Diese Krone, die für die Heilige angefertigt, also nie getragen wurde, entsprach zweifellos gleichfalls den damals getragenen Kronen: sie hat die — erst im 12. Jahrhundert wieder belegbare — Form eines Lilienreifs mit Doppelbügel. Daß dieser Reifentyp älter ist, machen Bild- und Wortzeugnisse gewiß. Man darf den mit Lilien verzierten Reif wohl mit Karl dem Kahlen zusammenbringen, in dessen Zeit der halb antikisch, halb christlich ausgelegte Palmenzweig eine kurze Rolle als Herrschaftszeichen gespielt hat. Denn der Einfall, in den dreigliedrigen, bereits aus der Spätantike stammenden, schon auf den Bullen Karls des Großen begegnende Zierat eine Lilie hineinzusehen, hängt mit dem Alten Testament zusammen, in dem Schmuck in Lilienform (*opus in modum lilii*) bei den Geräten des Tempels erwähnt wird, und

paßt zu den Bemühungen dieser Zeit, aus allen Dingen und nun auch aus den Herrschaftszeichen einen tieferen, allegorischen Sinn an das Licht zu ziehen. Formal wurde der Wandel dadurch erleichtert, daß das in der Bibel erwähnte Ornament in der Form stilisierter Lilien über den vorderen Orient nach Byzanz gelangt war und dort bereits einen Platz an den Herrschaftszeichen erhalten hatte.

Eine Krone dieser Art war also nicht nur Zeichen, sondern auch Sinnträger. Vielleicht ist ein Ansatz dazu bereits in der bei der Anbringung der Steine beachteten Zahl Sechzig zu sehen. Für das vom Christentum geformte Denken wurde es zur Selbstverständlichkeit, nicht nur der Krone, sondern auch allen übrigen Herrschaftszeichen einen allegorischen Sinn zuzusprechen. Oft war er mühsam herbeigezogen, oft hob er sich auch nicht über moralische Allerweltsweisheiten empor; daß es aber auf diesem Wege auch zu tief sinnigen und bezugsreichen Lösungen gekommen ist, wird sich noch zeigen.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß karolingisch auch schon der Brauch ist, Kronen durch Einfügung von Reliquien oder heiligen Partikeln eine besondere Weihe und deren Trägern einen besseren Schutz zu geben. Das geht über die Ersetzung heidnischer Heilszeichen auf germanischen Waffen durch Kreuze und Kruzifixe noch hinaus und wurde dem frühen Mittelalter durch die Legende nahegelegt, daß Konstantin die ihm von seiner Mutter überbrachten Nägel vom Kreuze Christi in seinen Helm und in das Zaumzeug seines Pferdes habe einfügen lassen.

Ferner sei gleich hier eine für das ganze Mittelalter geltende Feststellung ausgesprochen: bereits für Karl den Kahlen ist nachzuweisen und daher auch bei den anderen Karolingern vorauszusetzen, daß sie mehr als eine Krone, womöglich eine ganze Reihe besaßen. Eine von ihnen mochte den Vorrang haben; aber es war dann die Frage, wie lange sie ihn behielt. Denn eine neue, noch kostbarere oder sonstwie ausgezeichnete konnte sie aus diesem Vorrang verdrängen.

Schließlich ist hier anzumerken, daß der germanische Goldhelm als Königszier innerhalb des Frankenreiches mindestens bis in die Zeit Karls des Großen beibehalten wurde, jenseits der Reichsgrenzen sogar noch länger. So wird z. B. die angelsächsische Krönung noch in der Mitte des 10. Jahrhunderts mit einer *galea* vollzogen, d. h. mit einem Spangenhelm nach Art jener Helme, wie wir sie aus zahlreichen Grabfunden kennen. Aus ihrer Reihe hebt sich jetzt der von Sutton Hoo heraus, weil er nachweislich einem angelsächsischen König des 7. Jahrhunderts gehörte. Er steht für

sich, weil er das ganze Gesicht durch eine metallene Maske mit vergoldetem Barte bedeckt. Solche Masken kennen wir aus dem Straubinger Fund römischer Soldatenhelme des 3. Jahrhunderts, ebenso aus dem germanischen Fund von Thorsberg.

Wir können hier gleich die zunächst seltsam anmutende Nachricht anschließen, daß sich Wilhelm der Eroberer durch einen byzantinischen Künstler eine Krone mit Bügel anfertigen ließ. In ihrer Beschreibung sind die zwölf Steine verschiedener Gattung aufgezählt, die ihren Reif schmückten. Dahinter steht letzten Endes die Beschreibung des Brustschildes des Hohenpriesters im II. Buch Mosis und die der Tore des himmlischen Jerusalems in der Apokalypse. Jedoch war der Gedanke, so auch die Krone zu zieren, zuerst an der Krone Ottos des Großen verwirklicht worden. Man darf deshalb Wilhelms Krone als einen Schritt über das germanische Herkommen hinaus deuten und sie in Zusammenhang mit den eigentlich nur dem Kaiser gebührenden Laudes sehen, die er sich darbringen ließ. Auch Wortzeugnisse bestätigen, daß Wilhelm I. mehr sein wollte als ein gewöhnlicher König.

Die Nachfolger des Eroberers sind ihm auf diesem Wege nicht gefolgt; aber auf dem Siegel seines Sohnes Heinrich I. (1100—35) ist zuerst — soweit ich sehe — der Kronenhelm nachweisbar, der dann sehr bald Gemeingut aller abendländischen Könige geworden ist. Auf dem Teppich von Bayeux, der die Taten des Vaters verherrlicht, fehlt er bezeichnenderweise noch. Die Reihe der erhaltenen Kronenhelme setzt erst im späten Mittelalter ein; vorhanden sind solche in Polen, Aragon und Schweden. Es handelt sich bei diesen Helmkrönen um einen Helm von jeweils zeitbedingter Form, auf den eine mehr oder minder kostbare Reifenkrone oder das Wappenzeichen des Königs gesetzt ist. Ihre Geschichte gehört in den weiteren Umkreis des Wappenwesens, das ja gleichfalls den Zweck hat, den durch seine Rüstung unkenntlich gemachten Krieger nach Rang und Namen erkennbar zu machen; die ältesten Belege hierfür stammen aus der Zeit eben dieses Königs Heinrich.

Bisher wurden sechs abendländische Kronen angeführt. Wir sind jedoch bei unserer Übersicht über das frühe Mittelalter noch nicht am Ende. Vielleicht kann in unsere Liste einmal eine Krone eingereiht werden, die in der Kirche Leos von Vercelli, des Kanzlers Ottos III., einen Crucifixus ziert, aber bisher noch nicht untersucht werden konnte, da sie sich den Blicken schlecht darbietet. Es könnte sich um ein Geschenk dieses Kaisers handeln; aber da wir in diesem Falle noch keine sichere Auskunft haben, führen wir gleich die Krone des 950 gestorbenen Königs

Hugo von Italien an, die wie die Bosos durch eine Skizze des 17. Jahrhunderts bekannt ist. Bei ihr handelt es sich um einen Reifen, der vorn, hinten und an den beiden Seiten durch vier oben abgerundete Platten verziert ist — eine ästhetisch unbefriedigende Form.

Genau das Umgekehrte ist von der durch eine sehr genaue Zeichnung vom Anfang des 16. Jahrhunderts bekannte Krone zu sagen, die Otto II. dem Kloster Berge, d. h. Magdeburg, schenkte. Formgeschichtlich ist sie erst durch Hugos Krone verständlich geworden: sie zieht Platten und Reif in ein bewegtes Ganzes zusammen, behält aber wie Hugos Krone noch jenen dreiteiligen Zierat bei, der bei anderen Kronen bereits zu Lilien ausgestaltet war. Da Ottos II. Krone keine Nachahmung gefunden hat, dürfen wir weiter eilen und als nächste die beiden Kronen aufzählen, die soeben Hermann Fillitz behandelt hat und über die wir von Hansmartin Decker-Hauff in Kürze weitere Aufklärung erwarten dürfen. Wir wissen jetzt, daß es sich bei der Krone, die heute das Oswaldreliquiar in Hildesheim schmückt, um eine ottonische Krone handelt. Aus ihrem geringen Durchmesser ergibt sich, daß sie für eine Frau bestimmt war, und sie wird deshalb von Decker-Hauff für die Kaiserin Adelheid beansprucht. Er setzt sie aus stilkritischen und technischen Gründen vor die Wiener Krone, die wir bisher nicht über die Zeit Heinrichs II. hinaufzudatieren wagten, die wir jetzt aber mit Fillitz bis mindestens 980 hinaufrücken und mit Decker-Hauff als die für Ottos I. Kaiserkrönung (962) angefertigte Krone ansprechen dürfen.

Bei der Adelheidkrone handelt es sich um einen Reif, dessen Glieder im Gegensatz zu den bisher angeführten Kronen höher als breit sind. Wir können sie als Plattenkrone bezeichnen und insofern als eine konsequente Weiterführung eines Gedankens, der für uns bereits bei der Krone Hugos von Italien sichtbar geworden ist.

Bei der Wiener Bügelkrone, der Krone aller Kronen, in der — so darf man sagen — die Entwicklung des frühen Mittelalters gipfelt und die alle weiteren Kronen des hohen und späten Mittelalters überschattet, will ich Decker-Hauff, der seine — die bisherige Perspektive verschiebenden — Forschungen bisher nur in Vorträgen bekanntgemacht hat, in bezug auf die Einzelheiten nicht vorgreifen.

Es handelt sich bei dieser Krone ebenfalls um eine Plattenkrone, und die schon früher gewonnene Einsicht, daß das byzantinische Diadem bereits vorher höher geworden und eine Gliederung in solche Platten durchgemacht hatte, also das Vorbild abgab, besteht weiter zu Recht. Neu sind jedoch folgende Eigenarten der Krone Ottos des Großen:

Aus acht Gliedern hatten Kronen schon vorher bestanden. Aber ihre Anordnung in der Form eines betonten Achtecks mit vier Haupt- und vier Nebenplatten, die jeweils ein Quadrat bilden, ist vorher weder im Abendland noch in Byzanz zu belegen und offensichtlich durch den allegorischen Sinn der Zeit bedingt.

Der Steinschmuck ist nicht nur reicher als bei allen vorausgehenden Kronen, sondern auch aus verschiedenartigen Edelsteinen so zusammengesetzt, daß Decker-Hauff mit seiner These recht haben muß: den Steinen ist mit Hilfe der spätantik-mittelalterlichen Steinslehre ein allegorischer Sinn unterlegt. Das gleiche gilt für die Perlen, bei denen bestimmte Zahlen beachtet sind, wie das ja bereits bei dem germanischen Schmuck der Kronen nachweisbar ist.

Dem figürlichen Emailschnuck, für den wiederum auf das byzantinische Vorbild hingewiesen werden kann, unterliegt gleichfalls ein allegorischer Sinn, den Decker-Hauff sicherlich mit Recht auf das hohepriesterliche König- und Kaisertum Ottos I. bezieht.

Es fehlt der uns vertraute Doppelbügel. Dafür finden wir einen einzigen, von der Stirn zum Scheitel gespannten Bügel, der auch nicht mehr flach zum Kopf verläuft, sondern senkrecht wie ein Hahnenkamm steht. Der erhaltene stammt erst aus der Zeit Konrads II., aber bereits in Ottos I. Zeit muß ein ähnlicher vorhanden gewesen sein.

Nur das Kreuz auf der Stirnseite, ursprünglich ein Brustkreuz und erst in der Zeit Konrads II. an der Krone angebracht, ist wegzudenken. Dafür sind rechts und links herabfallende Pendilien anzunehmen, d. h. jene in Edelsteine auflaufende Kettchen, die an den gleichen Stellen auch an der byzantinischen Krone angebracht waren und auf die Bandenden des alten Diadems zurückgeführt werden.

Die These, daß die doppelt abgewandelte Form des Bügels sich durch die Mitra erkläre, die der Kaiser unter der Krone trug, ist einleuchtend, wenn auch nicht zu beweisen, da die Wort- und Bildzeugnisse für die Mitra des Kaisers erst im 11. Jahrhundert einsetzen. Aber erschließen läßt sich, daß Otto I. sich wie der Hohepriester nicht nur mit einer Mitra unter der Krone schmückte, sondern auch mit einem Himmelsmantel und mit Glöckchen am Gürtel und an den Gewandsäumen, wie das im Alten Testament vom Hohenpriester berichtet wird.

Was der Mainzer Krönungsordo um 960 für das ottonische Königtum aussagt, verkündete also der *mirus ornatus novusque apparatus*, mit dem laut Liudprand sich Otto 962 zur Kaiserkrönung einfand, für das ottonische Kaisertum, und am deutlichsten spricht die Krone, um deren — ich möchte sagen — allegorische Dechiff-

rierung sich neben Decker-Hauff auch Albert Bühler bemüht hat. Wir sind zwar noch nicht auf endgültig gesicherten Boden gelangt; aber bereits heute dürfen wir sagen, daß es keine Urkunde und kein chronikalisches Zeugnis gibt, die es an Aussagekraft mit dem Ornat Ottos I. aufnehmen, wenn man etwas über die ottonische Kaiseridee erfahren will.

Hier finden wir das eingangs als These Vorausgeschickte bestätigt:

Alles, was sonst von der Herrscheridee des frühen Mittelalters Zeugnis ablegt, ist entweder aus einer bestimmten Situation heraus proklamiert oder durch das Medium eines Geschichtsschreibers oder eines Denkers hindurchgegangen. Die Zeichen, die ein Herrscher sich anlegt, sind dagegen geradezu er selbst — in Kastilien wird auf eine Verletzung der Krönungszeichen im 13. Jahrhundert dieselbe Strafe gesetzt wie auf die Verletzung des Königs. Seine Krone trägt der Herrscher in guten wie in bösen Tagen, er vererbt sie auf Sohn und Enkel; erst wenn deren Form nicht mehr anzeigt, was die Nachkommen unter ihrer Würde verstanden haben wollen, dann wird sie geändert, eine neue Krone als das fortan angemessene Zeichen in Auftrag gegeben.

Den bisher gepflegten Hilfswissenschaften ist demnach eine weitere anzugliedern, für die statt eines Fremdwortes die Bezeichnung Wissenschaft der Herrschaftszeichen genügt, wobei noch einmal der Ton auf Wissenschaft zu legen ist. Denn leider handelt es sich ja um einen Bereich, in dem bisher Romantiker und auch Phantasten noch zu kräftig mitgesprochen haben.

Schwierig ist die Aufgabe deshalb, weil wir es mit Zeichen und Sinnträgern zugleich zu tun haben. Denn was die Krone anzeigt und was als Sinn in sie hineingelegt wird, braucht sich nicht zu decken, sondern steht nur in Wechselwirkung. Auch ist die Bedeutung, die ein Herrschaftszeichen haben sollte, nie kanonisch festgelegt worden; schon die nächste Generation konnte sie anders fassen; ja, der einfache Mann, ein Mönch, der seine Annalen schrieb, ein Gelehrter hegten womöglich ihre eigene Auffassung, die sich wieder von der des Königs und seines Hofes unterscheiden konnte. Also Fallstrick hinter Fallstrick für den, der vorschnell bei der Erklärung der Herrschaftszeichen ist, aber auch doppelter Anreiz, allen ihren Ausdeutungen nachzugehen, weil dies ja darauf hinausläuft, festzustellen, wie das, was den „Staat“ vertrat, sich in den Köpfen widerspiegelte.

Wird diese Arbeit angepackt, dann muß sie gleich im europäischen Rahmen aufgegriffen werden, in dem dann das dem Abendlande Eigene und schließlich die Besonderheiten, die die

einzelnen Völker entwickelt haben, heraustreten müssen. Als Endziel zeichnet sich ab: ein sorgfältig kommentiertes *Corpus regalitatis medii aevi*.

Gegenüber der hier vertretenen optimistischen Einschätzung der Möglichkeiten, durch die Herrschaftszeichen zu erfahren, was die mittelalterlichen Herrscher wollten, was sie angetrieben, was sie mit ihren Vor- und Nachfahren verknüpft hat, erhebt sich der Einwand, daß der tiefgreifende Wandel im mittelalterlichen Geistesleben, der sich seit der Mitte des 11. Jahrhunderts vollzog, nicht nur die Macht des Kaiser- und Königtums eingegrenzt, sondern auch die Bedeutung seiner Zeichen gemindert hat. Denn um 1050 geht die liturgisch-sakramental-symbolisch bestimmte Zeit des frühen Mittelalters zu Ende, in der die Welt als vielfältiger Sinnträger ausgelegt und für Nicht-Sinnfälliges eine sinnlich faßbare Einkleidung, *indicia, signa, pignora*, „Zeichen“, gesucht wurden. An ihre Stelle tritt eine rational-systematisch-gradualistisch geordnete Welt, in der scharfkantige Begriffe herausgemeißelt und zu der großen Pyramide der Scholastik aufgetürmt werden.

Man kann an den Herrscherbildern die Bedeutung dieses Wandels ablesen. Bis in das 11. Jahrhundert bedeuten sie wirklich Abbilder des Kaiser- und Königtums, in denen nach augenfälligen Ausdruck gesucht wird für das, was den einzelnen Generationen am Herrscheramt wesentlich dünkte; und man wird sagen können, daß die Aussagekraft etwa der Bilder Ottos III. nicht hinter der eines langen spätmittelalterlichen Traktats zurücksteht und daß sie vor einem solchen noch den Vorzug besitzen, die Einstellung des Kaisers und seiner nächsten Umgebung authentisch zu verdinglichen. Auch nach Heinrich III. verdienen die Herrscherbilder noch Aufmerksamkeit, aber in bezug auf das Wesen des Herrschertums erlahmt ihre Aussagekraft mehr und mehr, weil dieses jetzt andere Möglichkeiten gefunden hatte, sich zu manifestieren. Eine Ausnahme von Rang bildet nur noch die Sitzstatue Friedrichs II. an dem auf sein Geheiß errichteten Triumphtor in Capua, von dessen Fassade C. A. Willemsen uns soeben eine vertrauenerweckende Rekonstruktion vorlegt; denn diese Statue ist umgeben von Personifikationen, die — zusammen gesehen — sinnfällig machen, von welchem Geiste der in ihrer Mitte Thronende beseelt war und in welchem Sinne er über Reich und Recht wachte.

Muß auch die Wissenschaft der Herrschaftszeichen von vornherein mit einer solchen Bedeutungsminderung im hohen Mittelalter rechnen?

Um eine Antwort auf diese Frage geben zu können, müssen wir — wiederum chronologisch vorgehend — in unserer Überschau fortfahren. Als nächste Krone haben wir den byzantinischen Reif anzuführen, der auf Befehl Heinrichs II. zerschnitten wurde, um als Schmuck für den Buchdeckel zu seinem als Meisterwerk dieser Zeit bekannten Evangeliar zu dienen. Die Inschrift des Deckels hat dieses Faktum festgehalten: *Ornat perfectam rex Heinrich stemmata sectam*. Aber erst vor kurzem ist der Sachverhalt durch einen schwedischen Gelehrten, Olle Källström, erkannt worden. Die Emails mit Bildern Christi und der Apostel, die für diese Krone in Anspruch zu nehmen sind, können nur von einer Frauenkrone, von einem *stemma*, wie die Inschrift richtig sagt, stammen; und da Heinrich das persönliche Eigentum Ottos III. erbt, steht nichts im Wege, vermutungsweise dieses Stemma in Zusammenhang mit der Kaiserin Theophanu zu bringen.

Von den Schätzen von San Marco in Venedig, unter denen gleichfalls umgearbeitete *stemmata* byzantinischer Herkunft vermutet worden sind, sei hier abgesehen. Ich nenne gleich die beiden sonst noch erhaltenen byzantinischen Kronreifen, die beide aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammen und beide als Geschenke nach Ungarn gelangten: die nur in Fragmenten erhaltene, nach dem Schenker benannte, Monomach-Krone und den Reif der Stephanskronen. Bei beiden handelt es sich gleichfalls um Frauenkronen; nur ist die Stephanskronen im 12. Jahrhundert durch die Einfügung eines Doppelbügels zu einer Männerkrone umgearbeitet worden. Die Ungarn werden sich damit abfinden müssen, daß dieser Bügel mit ihrem heiligen König Stephan († 1038) gar nichts zu tun hat; dafür erhalten sie — wie Albert Boeckler noch zeigen wird — die Genugtuung, daß sie diesen bisher bald hier, bald da lokalisierten Bügel als ungarische Arbeit aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ansprechen dürfen.

Im 11. und 12. Jahrhundert erweitert sich der Bestand der goldenen Kronen durch die Grabkronen, die aus Kupfer oder aus anderem Metall in geringem Wert mehr oder minder eilig hergestellt wurden, um den Toten beigegeben zu werden. Wir haben Belege aus Deutschland, Ungarn und Schweden, später auch noch aus anderen Ländern, und ziehen sie in die Betrachtung ein, da sie als vereinfachte Repliken der tatsächlich getragenen Kronen für die Formgeschichte wichtig sind, zählen sie aber nicht mit.

Damit ist bereits namhaft gemacht, was — so weit ich bisher sehe — sich aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten hat.

Aus den Wortzeugnissen ziehen wir eins zur Hilfe, das Josef Deér aus einem Inventar des Klosters Bec ans Licht gezogen hat.

Es ergibt sich, daß die Kaiserin Mathilde nach Heinrichs V. Tod zwar — wie wir aus deutschen Zeugnissen wissen — dessen Ornat mit der Krone auslieferte, aber eine größere und eine kleinere Krone aus seinem Besitz mit nach England nahm. Die größere bestand aus Gliedern, die durch Scharniere zusammengehalten wurden — diese Technik ist ja schon vorher nachweisbar —, und trug wie die Wiener Krone seit Konrad II. vorn ein Kreuz. Von Bügeln ist nicht die Rede. Vermutlich war dieser Reif mit Lilien geschmückt.

Wichtig ist die Feststellung, daß — genau so wie bei dem Dynastiewechsel im Jahre 1024 — auch 1125 großer Wert auf die Übergabe der Krone des letzten Herrschers gelegt wurde, genauer: seiner angesehensten Krone, die dadurch in die Rolle der „richtigen Krone“ gelangte, die — wie es seit Ende des 12. Jahrhunderts heißt — „des Reiches Krone“ war. Unnötig zu sagen, daß auf Grund der Kostbarkeit und Würde diese Rolle der Krone Ottos I. zufiel. Der allegorische Tiefsinn, der einmal in sie hineingesenkt worden war, wurde sicherlich nicht mehr verstanden. Sie wurde jetzt vielmehr als Zeugnis für das durch eine lange Geschichte gerechtfertigte, einer Begründung seiner Würde nicht bedürfende Kaisertum von Generation zu Generation weitergereicht. Dabei bleibt unklar, ob sie jedesmal benutzt wurde, wenn ein König in Aachen und ein Kaiser in Rom gekrönt wurde. Denn kein Autor scheidet streng zwischen Königs- und Kaiserzeichen; vielmehr setzen manche sie ausdrücklich gleich. Aber ob nun stets benutzt oder nicht: die Wiener Krone stellt fortan eine weltliche Reliquie dar, die zu erlangen das erste Ziel eines jeden neuen Herrschers sein mußte. In dem 1246 aufgesetzten Verzeichnis des auf dem Trifels verwahrten Reichsschatzes ist sie als die „Krone mit dem Kreuz“ verzeichnet, und auf der Grabplatte Rudolfs von Habsburg hat der Steinmetz sie wiederzugeben versucht.

Damit sind wir in das 13. Jahrhundert gelangt, aus dem — im Gegensatz zu dem vorausgehenden — wieder eine ganze Reihe von Kronen erhalten ist; ich nenne:

1. die vor wenigen Jahren zu Toledo im Grabe Sanchos IV. aufgefundenen kastilische, aus acht beweglichen Gliedern bestehende Reifenkrone, die von dem 1214 verstorbenen König Alfonso VIII. stammen wird und dadurch gekennzeichnet ist, daß ein jedes der acht Glieder mit dem *castellum*, der Wappenfigur Kastiliens, geschmückt ist;
2. die in Namur verwahrte, als Achteck konstruierte Reifenkrone von etwa 1210/20, die mit den Lateinischen Kaisern von Konstantinopel zusammenhängt;

3. das Fragment einer eng verwandten, kleineren Krone im Britischen Museum, das Olle Källström identifiziert hat;

4. die Krone des 1248 verstorbenen Fernando III. des Heiligen in Sevilla, die in bezug auf die Form mit der nächstfolgenden eng zusammengehört;

5. eine aus Lüttich stammende, in der Revolutionszeit in den Besitz des Hauses Wettin gelangte und 1947 nach Paris überführte Krone von etwa 1270, die nicht nur wie die Krone von Namur vorn und hinten durch Behälter für Reliquien ausgestattet ist, sondern auf einem jeden ihrer acht Glieder: also ein Reliquiar in Kronenform, das wohl nie als Krone verwandt worden ist;

6. eine jetzt in München verwahrte Krone, die einstmal das Kopfreliquiar Heinrichs II. in Bamberg geschmückt haben wird, gleichfalls wohl nie benutzt, aber so angefertigt, daß das jeden Tag hätte geschehen können.

Zeitlich vorgehend, sei hier noch der Reif auf dem Büstenreliquiar Karls des Großen in Aachen angeführt, dem nachträglich ein hochgewölbter Bügel zugefügt worden ist. Er ist mit einer Krone identifiziert worden, die der Gegenkönig Richard von Cornwall nach einer von ihm ausgestellten Urkunde dem Aachener Münster gestiftet hat. Das ist jedoch aus stilkritischen Gründen unmöglich. Die Steine sind nämlich auf dem Reif ähnlich befestigt wie die auf der böhmischen Königskrone, die sich Karl IV. anfertigen ließ. Wichtig für uns ist, daß die das Karlsreliquiar schmückende Krone benutzt wurde, als Sigismund in Aachen gekrönt wurde.

Diese Tatsache braucht nicht zu überraschen. Denn jene böhmische Krone — ein Lilienreif mit Doppelbügel, dessen Formen über eine böhmische Grabkrone von 1307 und über staufische Kronen auf die der früher genannten Statuette der Ste. Foy in Conques zurückzuführen ist — wurde so angefertigt, daß sie auf das Büstenreliquiar des Hl. Wenzel im Prager St. Veitsdom paßte. Auf ihm ruhte sie, wenn der böhmische König sie nicht brauchte.

Wir können auf Grund dieser Beobachtungen nunmehr feststellen: Die nie scharf gezogene Grenze zwischen Kronen mit eingefügten Reliquien, Reliquiaren in Kronenform und Kronen auf Kopfreliquiaren, zwischen Kronen der Herrscher und Kronen der Kirche ist im 13. Jahrhundert völlig verwischt. Kronen, die benutzt worden waren, konnten also im Dienst der Kirche weiter verwandt und Kronen, die für kirchliche Zwecke angefertigt wurden, konnten für eine Krönung benutzt werden.

Diese Feststellung ist für das Weitere wichtig. Denn die angeführte Liste der Kronen läßt sich noch um sechs weitere ver-

mehren, die den bis 1300 erhaltenen oder durch Abbildungen bekannten Bestand auf 24 erhöhen.

In dieser Liste klappte für uns bisher eine empfindliche Lücke, da wir uns von den staufischen Kronen keine genaue Vorstellung machen konnten. Sie läßt sich jetzt schließen; denn bei den jetzt noch anzuführenden handelt es sich um Kronen Friedrichs II. und seiner Familie.

Zunächst ist hier auf den soeben von Josef Deér mit durchschlagenden Argumenten geführten Nachweis aufmerksam zu machen, daß es sich bei der Krone, die im Sarkophag der Kaiserin Konstanze zu Palermo gefunden wurde, um eine Männerkrone handelt, und zwar um eine erst nach 1200 hergestellte. Sie kann also nur ihrem Gemahl, dem Kaiser Friedrich II., gehört haben. Es handelt sich um eine geschlossene Krone mit Pendilien, ein *Kamelaukion*, wie es auch schon die normannischen Könige des 12. Jahrhunderts getragen hatten, um nicht hinter den Kaisern in Konstantinopel zurückzustehen. Aber Friedrich trug es nicht als König von Sizilien, sondern als Kaiser, und die Krone, die von den Parmesen 1248 erbeutet wurde, als sie sich in den Besitz von Friedrichs Lager setzen konnten, hatte auch noch die Form eines Kamelaukion. Wie aber ist Friedrichs Krone in den Sarkophag seiner Gattin gelangt? Es kann nur so gewesen sein, daß der junge Kaiser — angesichts der ihm so früh entrissenen Gemahlin vom Schmerz übermannt — seine Krone vom Haupt genommen und sie der Toten mit ins Grab gegeben hat, um bis zum Jüngsten Gericht mit ihr durch einen Teil von ihm vereint zu bleiben — durch einen Teil von ihm, ja ihn selbst. Denn bei diesem letzten der eigentlichen Kaiser ist ja schließlich alles Menschliche in seinem Amte aufgegangen. Aber auch er hat einmal empfunden wie gewöhnliche Sterbliche. Während die Kronen sonst überpersönliche Denkmale hehren Amtes sind, ist die von Palermo zugleich Denkmal des Schmerzes, der einmal den Siebenundzwanzigjährigen gebeugt hat.

Noch einmal hat Friedrich eine seiner Kronen genommen, um mit ihr eine Tote zu ehren, und zwar, als die 1231 in Marburg gestorbene und 1235 heilig gesprochene Elisabeth von Thüringen am 1. Mai 1236 umgebettet wurde. Das erfahren wir durch die *Chronica regia Coloniensis* und Caesarius von Heisterbach, der außerdem zu berichten weiß, daß die Mönche vorher den Kopf der Toten abgetrennt und als Schädel präpariert hatten. Richard von Senones sagt nichts von der dem Schädel der Heiligen aufgesetzten Krone; dafür erzählt er, Friedrich habe einen Becher,

aus dem er zu trinken pflegte, dargebracht, und in diesen sei der Schädel gelegt worden.

Das so entstandene Reliquiar, dessen Geschichte sich von seiner Entstehung bis in die Reformationszeit hat aufhellen lassen, ist noch vorhanden: 1631 fiel es den Schweden bei der Eroberung Würzburgs in die Hände, und daher bildet es heute das Prunkstück der mittelalterlichen Abteilung im Statens Historiska Museum in Stockholm. Was bereits von schwedischer Seite festgestellt worden war, paßt genau zu dem, was die Wortzeugnisse über das Schädelreliquiar der Hl. Elisabeth aussagen. Die kunsthistorische Analyse, die Adolph Goldschmidt einleitete, Olle Källström fortsetzte und Arpad Weixlgärtner soeben zu Ende geführt hat, ergab nämlich folgendes: den Kern des Reliquiars bildet eine — vermutlich antike — Achatschale, die am Ende des 10. Jahrhunderts zu einem Pokal umgeändert wurde und um 1230 einen silbervergoldeten, niedersächsischen Arbeiten verwandten Fuß erhielt. Die Schale ist von einer gleichfalls silber-vergoldeten Kalotte mit einem Guckloch überdeckt, das erlaubte, den in der so gebildeten Höhlung geborgenen Schädel zu betrachten. Auf dieser Kalotte ist der Doppelbügel einer Krone befestigt, die nach ihrem Stil aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt. Ihr Reif ist verschwunden, da er offensichtlich zu klein für Schale und Kalotte war. Denn diese haben einen Durchmesser von 24 cm; der normale Durchmesser von Kronen beträgt dagegen nur 20—21 cm. Deshalb sind die Bügel an den unteren Enden plattgeschlagen, und um das Ründ wurde ein neuer Kronreif mit dem erforderlichen Durchmesser gefügt, der zu diesem Zweck angefertigt sein muß — offensichtlich in der gleichen Werkstatt. Ein herrlicher Reif mit vier Lilien und vier Kreuzen, der sich nicht nur abnehmen, sondern auch noch in acht Teile auseinandernehmen läßt, also leicht auf eine Reise mitgenommen werden konnte. Wäre der Reif nur zum Schmuck des Reliquiars bestimmt gewesen, dann wäre diese technische Herrichtung überflüssig. Er war vielmehr offensichtlich dafür ausersehen, im Bedarfsfalle als Krone zu dienen.

Nach dem, was bereits über die im 13. Jahrhundert ausgelöschte Grenze zwischen Kronen auf Reliquiaren und wirklich getragenen Kronen gesagt wurde, überrascht das nicht mehr. Es bleibt nur noch die Frage des ungewöhnlich großen Durchmessers. Eine normalerweise auf dem Haupt der heiligsten aller Fürstinnen ruhender Reif war vor allem geeignet für eine Königin, und wenn man die bekannten Steinplastiken dieser Zeit, der Königin Hemma in Regensburg, der Uta in Naumburg und anderer Frauen, mustert, dann gewahrt man, daß ihre Kronen auf Schleiern

und reichen Frisuren ruhen. Wir dürfen den Stockholmer Reif daher als Frauenkrone ansprechen. Doch ist sie, soviel sich feststellen läßt, nie als solche benutzt, da die Verbindung der Staufer mit Marburg abriß und die folgenden Dynastien sie nicht erneuerten.

Aus Bildzeugnissen ergibt sich, daß der verschwundene Reif der Kaiserkrone nicht viel anders ausgesehen haben kann als die Frauenkrone. Friedrichs Krone setzte sich also zusammen aus einem Lilienreif und einem Doppelbügel, eine Kronenform, für die gleichfalls zahlreiche Bildzeugnisse vorliegen. Ihre Herkunft haben wir bereits im Zusammenhang mit der Krone, die sich Karl IV. anfertigen ließ, klargestellt.

Wir sind bei der Aufzeichnung der mit Friedrich II. zusammenhängenden Kronen noch nicht am Ende. Es lassen sich nämlich in Polen noch drei Kronen nachweisen, die nach ihrem Stil nur in seiner Zeit und nach ihrer Ausstattung nur für seinen Hof gearbeitet sein können. Zwei von ihnen sind am Ende des 15. Jahrhunderts — vermutlich, weil Teile abgebrochen waren und sie als „altmodisch“ für eine Verwendung nicht mehr in Betracht kamen — auseinander geschnitten worden, um ein Goldkreuz des Krakauer Domschatzes zu schmücken. Die dritte, die von Kasimir dem Großen benutzt wurde, um auf ein von ihm der Kirche von Płock gestiftetes Büstenreliquiar des Hl. Sigismund gesetzt zu werden, wurde 1601 — offensichtlich, weil auch ihr gebrechliches Ornament Schaden gelitten hatte — durch eine Replik ersetzt, bei der die alten Steine mit ihren Fassungen wieder benutzt wurden. Der polnische Goldschmied verzichtete auf eigene Einfälle, bemühte sich vielmehr, seine Vorlage — so gut er es vermochte — zu wiederholen, so daß deren Aussehen aus der Replik zu erschließen ist. Es läßt sich noch erkennen, daß diese dritte Krone auf das engste in bezug auf Stil und Form mit den nach Krakau gelangten verwandt war.

Diese drei Kronen entstammen derselben Werkstatt. Deren Charakter ist durch die im lothringisch-niederrheinischen Raume beheimatete Goldschmiedekunst bestimmt; doch hat sie in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Italien eine starke Auswirkung gehabt, so daß mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß Goldschmiede von nördlich der Alpen nach Italien gezogen wurden. Das würde für unsere Kronen bedeuten, daß sie auch in Italien gearbeitet sein können.

Sowohl bei den Krakauer Kronen als auch bei der in Płock handelt es sich um Reifen ohne Bügel, aber um Reifen, wie sie im Abendland vorher noch nicht üblich waren; sie bestehen nämlich

aus rechteckigen, auf die kürzere Kante gestellten Platten, die mit einem dreipaßartigen Ornament bekrönt sind. Solche Kronen gab es bisher nur im byzantinisch-russischen Bereich. Die für den kaiserlichen Hof arbeitende Werkstatt muß also den Auftrag erhalten haben, nach dem Vorbilde eines aus dem Osten — vielleicht als Geschenk — gekommenen Reifs weitere Kronen herzustellen. Als Schmuck für diese benutzte sie den Adler, die kaiserliche Wappenfigur. Sie benutzte ferner Jagd- und Kampfszenen, was es bisher sowohl in der katholischen als auch in der orthodoxen Welt noch nicht gegeben hatte. Es fehlt also jegliches Kreuz, jegliches Christus- oder Heiligenbild — von Reliquienpartikeln ganz zu schweigen. Diese Säkularisierung des vornehmsten Herrschaftszeichens fällt um so mehr aus dem Rahmen dieser Zeit heraus, als ja gerade im 13. Jahrhundert die Grenze zwischen weltlichen und kirchlichen Kronen geradezu ausgelöscht war, mutet aber gerade deswegen wie eine Manifestation der geistigen Einstellung an, die den letzten Staufer auf dem Kaiserthron von der überwiegenden Mehrheit seiner Zeitgenossen abhebt.

Unklar bleibt, ob die drei nach Polen verschlagenen Kronen alle für Friedrich II. selbst bestimmt waren oder auch für seine Gemahlin oder etwa für seinen Sohn und dessen Gemahlin. Denkbar ist, daß alle drei für ihn gearbeitet wurden; denn aus den Inventaren, die vom 13. Jahrhundert an ausführlicher werden, ist zu entnehmen, daß die Herrscher des Abendlandes jetzt bis zu einem Dutzend Kronen besaßen. So oder so, wir vermögen nunmehr sechs Kronen — oder doch Fragmente von ihnen — aus dem Umkreis des letzten Staufenkaisers nachzuweisen (Nr. 1 Palermo, Nr. 2—3 Stockholm, Nr. 4—5 Krakau, Nr. 6 Plock).

Wir können jetzt zusammenfassen und aufzählen, welche Formen die Kronen Friedrichs II. gehabt haben. Er besaß

1. auf Grund der byzantinisch-normannischen, bis zum Schluß seiner Regierung festgehaltenen Tradition die helmartige, geschlossenen Krone, das Kamelaukion,
2. auf Grund der deutschen, aus dem karolingischen Brauch abgeleiteten Tradition die Krone mit dem Doppelbügel,
3. als Nachfahre und Nachfolger Ottos I. dessen Plattenkrone mit dem hahnenkammartigen Bügel,
4. Damit nicht genug: Auf Grund des von Otto I. geschaffenen Brauches hat der Papst Friedrich bei seiner Kaiserkrönung sicherlich auch die Mitra aufgesetzt; denn dies vermerkt ausdrücklich der seit 1209 gültige Ordo.

5. Daß Friedrich wie alle Könige dieser Zeit auch einen Kronenhelm besessen hat, steht außer Zweifel.

6. Aber er war nicht nur der erste seiner Ritterschaft, sondern empfand sich auch als *primus inter reges* und hat deshalb wiederholt an die Solidarität der Könige appelliert. Es hat darum seinen tiefen Sinn, wenn Friedrich auch Reifenkronen ohne Bügel besaß und mit solchen abgebildet worden ist, so z. B. am Capuaner Brückentor. Die Regel, daß der Kaiser sich durch einen Bügel von den Königen unterscheide, die u. a. Walther von der Vogelweide vertreten hat, war eben eine Regel und nicht mehr. Daß es in Friedrichs II. Zeit der Ehre des Kaisers keinen Abbruch tat, wenn auch er eine Reifenkrone aufsetzte, zeigen ja uns noch heute Kaiserstatuen des 13. Jahrhunderts, nämlich die Heinrichs II. in Bamberg und die Ottos I. in Meißen.

Jetzt haben wir bereits sechs Kopfzierden aufgezählt und sind noch nicht am Ende. Denn auf seinen Augustalen hat sich Friedrich mit dem Lorbeerkranz darstellen lassen, weil Augustus ihn getragen hatte. Aber während dieser sein Haupt wirklich mit einem Kranz geschmückt hat, tat Friedrich II. das zweifellos nur im Bilde. Das ist in der Geschichte des abendländischen Herrscherbildes nichts Neues: Karls des Großen Münzen stellen ihn gleichfalls mit dem Lorbeerkranz dar, weil für sie eine Konstantinsmünze als Vorbild diente. Otto III. ließ für seine Bulle wiederum die Karls d. Gr. kopieren und bietet sich daher dem Betrachter als ein reifer Mann mit Bart dar — die Reihe solcher Beispiele ließ sich leicht verlängern. Friedrichs II. Haupt mit Lorbeerkranz bedeutet also nur eine Verlagerung des Wunschbildes auf den Kaiser Augustus, des auch in Friedrichs Proklamationen idealisierten *pater patriae*. Kamelaukion, Bügelkrone, Plattenkrone, Reifenkrone, Kronenhelm, Mitra und Lorbeerkranz — keine der sieben Zierden der letzten Staufenkaiser entspricht einer Mode oder Laune. Sechs kamen Friedrich auf Grund bestimmter Traditionen zu, und mit dem Kranze legte er ein Bekenntnis ab, auf wen er die Kaiserauffassung seiner Vorgänger ausgerichtet haben wollte. In jeder der Zierden ist etwas Wesentliches aus der Kaiseridee, etwas, das aus ihr nicht wegzudenken ist, Ding geworden.

Was das bedeutet, erkennt man, wenn man prüft, was der Papst des Mittelalters auf sein Haupt setzte. Er trug — die folgende Scheidung hat Innocenz III. klar formuliert — *pro sacerdotio* die Mitra, seitdem es diese gab, d. h. seit dem 11. Jahrhundert, trug sie als Bischof unter Bischöfen, so wie die Kaiser als *primi inter*

reges die Reifenkrone auf das Haupt setzten. *Pro regno* trug der Papst dagegen das Phrygium, dessen Name im Laufe der Geschichte oft gewechselt hat, nachdem es zu Anfang des 8. Jahrhunderts zum ersten Mal erwähnt wird, dessen Form aber im wesentlichen immer die gleiche geblieben ist: eine spitze, weiße Haube mit einem Band als unterem Saum, dessen Enden, die *insulae*, hinten herabfielen. Bereits die Konstantinische Schenkung hat das Phrygium in Beziehung zur Kaiserkrone gesetzt, und seit dem 9. Jahrhundert erscheint es daher unter dem Namen *regnum*. Kein Wunder, daß daher in den verzierten, mit der Zeit prunkvoller werdenden Saum eine Krone hineingesehen worden ist. Dieses *Regnum* haben auch Friedrichs Gegenspieler auf dem Throne St. Petri getragen; und so verschieden die Päpste des 13. Jahrhunderts unter sich auch waren, keiner hat an ihm etwas geändert. Denn auf der geradlinigen Tradition beruhte ja die Stärke der Kirche. Erst unter Bonifaz VIII. wächst das *Regnum* tütenförmig in die Höhe, und um Halt zu bekommen, werden vom unteren Reif aus Längs- und Querstützen an der Außenfläche der Haube angebracht. Grund für diese Verlängerung war, daß sich die Allegorese nun auch des *Regnum* bemächtigt hatte. Sie sollte eine Elle hoch und auf der Figur des Kreises aufgebaut sein: Das allem Irdischen zugrunde liegenden Urmaß und der Umriß des *orbis terrarum* diktierten also ihre Gestalt. So sind in dieser spitzen Haube die Ansprüche des letzten großen Papstes des Mittelalters, des Autors der Bulle „*Unam sanctam*“, sinnfällig geworden. Aber seine Nachfolger haben die von Bonifaz verkündeten Ansprüche abgewandelt und auch die hohe Haube nicht beibehalten. Aber sie blieb doch höher als früher und bedurfte daher weiter eines stützenden Rahmenwerkes. Erst um 1350 ist nachweisbar, daß in dieses drei Kronen hineingesehen wurden. Darauf nahm fortan die äußere Ausgestaltung Rücksicht, und damit war das *triregnum* geschaffen, jene Tiara, die der Papst noch heute trägt.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Dreizahl der päpstlichen Kronen die Antwort auf eine Theorie gab, die seit dem 13. Jahrhundert Verbreitung fand. Der systematische Geist des Mittelalters hatte nämlich versucht, Ordnung und Sinn in die Vielzahl der kaiserlichen Kronen zu bringen. Da hieß es denn: der Kaiser werde in Aachen, in Mailand bzw. Monza und in Rom gekrönt, und dazu würden eine goldene, eine silberne und eine eiserne Krone benutzt. So hat auf einem Umweg die Vielzahl und Vielgestaltigkeit der Kronen Friedrichs II. noch eine seltsame Fortwirkung auf die Ausgestaltung des *Regnum* der Päpste erzielt.

Aber nicht auf sie kommt es hier an, sondern auf den Gegensatz zwischen dem Kaiser, der auf Grund verschiedener Traditionen eine Vielzahl verschiedener gestalteter Kronen besaß, und dem Papst, der in seiner Doppelseigenschaft als Bischof von Rom und Oberhaupt der Kirche Mitra und Tiara trug — sie und nicht mehr. Denn hier ist die seit dem Siege des Reformpapsttums sich herausbildende Unterlegenheit der Kaiseridee geradezu mit Händen zu greifen, und von hier aus läßt sich verstehen, wieso es — um hier Fr. Heers Formel in abgewandeltem Sinne zu benutzen — zu der Tragödie des heiligen Reiches kommen mußte.

Seit dem 12. Jahrhundert gerät das Kaisertum geistig zwischen zwei Fronten. In der Vielzahl der vielgestaltigen Kronen kam der Vorrang des Kaisers vor den übrigen Herrschern zu sichtbarem Ausdruck, und je weniger diese gewillt wurden, ihm eine *auctoritas* zuzuerkennen, um so eifriger wurden sie, ihm die Bügel auf der Krone nachzuahmen, den Reichsapfel in die Hand zu nehmen, sich Laudes darbringen zu lassen, also alles das sich anzueignen, was einmal der Kaiser allein beanspruchen konnte. Solche Steigerung des Königtums führte jedoch nicht zum Konflikt mit der Kirche. Die französischen Herrscher sind mit Rom nicht über die Stärkung dessen, was *religion royale* genannt worden ist, in Konflikt geraten, sondern über konkrete Fragen, nicht über die Salbung mit dem Himmelsöl und über den Anspruch, heilen zu können, sondern über die Abgaben des französischen Klerus an die Kurie und die Aufteilung seiner Gehorsamspflicht zwischen Papst und Landesherrn. Die Ansprüche, die der französische König vertrat, waren daher im 14. Jahrhundert womöglich noch höher gesteckt als in dem vorausgehenden.

Der Kaiser jedoch sah sich bereits von 1046 an in steigendem Maße in die Defensive zurückgedrängt. Die Vergeistlichung seines Amtes, die in dem hohepriesterlichen Kaiser- und Königtum Ottos I. ihren Höhepunkt erreicht hatte, mußte mehr und mehr preisgegeben werden. Die bereits vorübergehend für Otto III. bezeichnende, von den Staufern wieder aufgenommene Berufung auf die antiken Vorgänger, die auf ein Ausweichen in den weltlichen Bereich hinauslief, konnte den Gegensatz nicht beseitigen und erregte zudem Anstoß bei den selbstbewußt werdenden Nachbarn. Denn sie witterten, daß sich dadurch der Anspruch auf Vorrang, auf eine höhere *auctoritas*, zu dem auf eine tatsächliche Oberherrschaft (*potestas*) erweitern könne, und an Symptomen dazu hat es bekanntlich nicht gefehlt.

Durch die um 1050 einsetzende Denkarbeit war das Kaisertum immer mehr zum geistig-politischen Gegenpol des Papst-

tums geworden. Kaiser und Papst hatten schon von jeher als die Spitzen der beiden Gewalten zueinander gehört, waren aber nicht schlechthin Rivalen gewesen. Die Versuche, ihr Verhältnis zu harmonisieren, dauern auch im hohen Mittelalter noch an. Jedoch wird bereits im 12. Jahrhundert deutlich, daß sie zum Scheitern verdammt waren, weil das systematisch-universalistische Denken der Zeit letzthin eine Spitze verlangte, und bei der Überordnung der Seele über den Leib, des Wortes über das Schwert, nach der berühmten Analogie des Mittelalters: der Sonne über den Mond, kam dem Papst der Vorrang zu. So gelangte die Kaiseridee, diese aus so vielen Traditionen genährte, überreiche Kaiseridee in eine Zwangslage, je mehr sie in den Sog des universalistischen Denkens geriet; sie weckte, soweit im säkularen Bereich Folgerungen gezogen wurden, die Ablehnung der Nachbarn, und soweit ihre Korrespondenz zum Papsttum durchdacht wurde, trat ihre Unterlegenheit hervor, die ihr bestenfalls den zweiten Platz beließ.

Das ist der tiefere Grund, weshalb Friedrich II. im Gegensatz zum Papst sechs Kopffzierden sein eigen nannte und eine siebente im Bilde beanspruchte. Es gab keine, die alle Ansprüche zusammenfaßte, und keine neue ließ sich erdenken, die ein Kaiser noch auf sein Haupt setzen konnte, ohne dadurch den Papst und die anderen Könige zu tödlichem Streit herauszufordern. Der Kaiser war auf die Behauptung der Traditionen zurückgeworfen und konnte nur noch einmal auf diese, dann wieder auf jene den Nachdruck legen. Erst als das Kaisertum als geschichtliche Realität vernichtet war, ist die Kaiseridee im universalistischen Sinne zu Ende gedacht worden. Auch Deutsche haben dabei mitgewirkt, aber die Hauptarbeit wurde bezeichnenderweise im Ausland geleistet, in den Siete Partidas Alfonsos des Weisen, von Ramon Lull und dem Infanten Don Juan Manuel in Spanien, vor allem von Dante und den Legisten in Italien.

Das ist eine Entwicklung, die Heinrich VII. und Ludwig den Bayern noch einmal kurz emporzutragen schien; aber sie sind als Kaiser schnell gescheitert; und von Karl IV. an, dem bedächtigen Hausvater und Rechner auf dem Steinthron Karls des Großen, sind diejenigen, die noch zum Kaiser gekrönt wurden, keine Kaiser mehr, sondern nur noch Träger des Titels.

Die Sage hat von dem toten Kaiser, der im Berge auf sein Wiederkommen wartete, geträumt, hat dabei zunächst an Friedrich II. und dann erst an seinen Großvater, den „Rotbart“, gedacht. Die Wirklichkeit hat sie Lügen gestraft: das mittelalterliche, tragisch gewordene, d. h. weder in die politische noch die kirchliche Ordnung der Ordnung der Welt mehr passende, von der Geschichte

überholte und daher zum Untergange verurteilte Kaisertum ließ sich nicht mehr erneuern. Den Gedanken der *renovatio* konnte daher ein Bürger, Cola di Rienzo, an sich reißen. Das wirkliche Kaisertum ist bereits mit Friedrich II., der — ohne je zu wanken — diesen von vornherein verlorenen Kampf, vom Bannstrahl des Papstes getroffen, bis zu seinem Ende durchgefochten hat, begraben worden. Insofern mag man darüber nachsinnen, ob vor der Geschichte nicht die Deutung berechtigt ist, daß Friedrich II. — als er aus menschlicher Verbundenheit mit seiner Gemahlin ihr seine Kaiserkrone in den Porphyrsarkophag legte — das Zeichen des von ihm noch einmal glanzvoll vertretenen Kaisertums mit eigener Hand begraben hat.

Dieser Überblick hat nur die Krone berücksichtigt und bedürfte noch der Ergänzung durch das, was Thron, Szepter und Schwert, was die Gewänder und alles, was sonst noch als Herrschaftszeichen diente, auszusagen haben. Das soll an anderer Stelle nachgeholt werden; denn diese Ausführungen werden ausreichen, um zu beweisen, was eingangs als These aufgestellt worden ist: Es lohnt sich, wenn man sich in den Wandel der Herrschaftszeichen versenkt und sie mittels einer Methode, die nicht kritisch genug vorgehen kann, wieder zum Reden bringt. Das gilt vor allem für das frühe Mittelalter, gilt aber auch noch — wie die Ausführungen über Friedrich II. zeigen wollten — für das durch Begriffsschärfe und Systematik gekennzeichnete hohe Mittelalter, trifft schließlich selbst auf das späte Mittelalter noch zu. Nachdem wir die Chroniken, die Urkunden, die Briefe und Akten gesammelt und wieder und wieder befragt haben, steht die Aufgabe vor uns, dasselbe jetzt auch mit den mannigfachen Zeichen und Gesten zu tun, in denen das Mittelalter das Wesen der Herrschaft sinnfällig gemacht hat: Schaffen wir eine sich mit Krone, Szepter, Schwert, Thron usw. befassende Wissenschaft der Herrschaftszeichen.